

wieder gelesen – C.S. Lewis

Über den Schmerz

„Der goldene Apfel der Selbstheit, der unter die falschen Götter geschleudert wurde, ist zu einem Zank-Apfel geworden, weil sie ihn besitzen wollten. Sie kannten nicht die oberste Regel des heiligen Spiels, die besagt, dass jeder Spieler zwar um jeden Preis den Ball berühren, aber dann ihn sogleich weitergeben muss ... Doch wenn der Ball hin- und herfliegt zwischen den Spielern ... und wenn der große Meister selbst das Spiel führt, indem er in der Erschaffung sich selbst seinen Geschöpfen schenkt und wiederum an sich selbst zurückgibt in der Hingabe des Logos, – dann lässt in der Tat der ewige Tanz den Himmel versinken in den Entzückungsraum des Einklangs. Alle Schmerzen und alle Freuden, die wir auf Erden kannten, sind frühe Einübungen in die Schrittweisen dieses Tanzes ... Es ist Freude in diesem Tanz, doch er geschieht nicht um der Freude willen. Er geschieht nicht einmal um des Guten oder um der Liebe willen. Er ist selber Liebe, er selbst ist das Gute und also auch Glückseligkeit. Nicht er ist um unsertwillen da, sondern wir um seinetwillen.“

C. S. Lewis,
Über den Schmerz¹

Als Gymnasiast hatte ich mich wegen meiner guten Erfahrungen in der Pfarrjugend, in der Messdienerarbeit und vor allem wegen einer positiven Glaubenssozialisation in der Familie bereits vorläufig dazu entschieden, Theologie zu studieren. In der Oberstufe weckte der Philosophieunterricht noch zusätzlich die Lust, die Fähigkeiten im argumentativen Denken zu schulen. Ein befreundeter Kaplan, der um meine Vorlieben wusste, machte mich damals auf einen Vor-



Clive S. Lewis

trag von Jörg Splett aufmerksam: Der St. Georgener Professor für Gotteslehre und Anthropologie werde in einer benachbarten Kirchengemeinde zum Thema „Der Mensch ist Person“ (ein Buchtitel Spletts) sprechen, und vielleicht interessiere mich das ja. Ich bin tatsächlich hingegangen und gestehe: Viel habe ich nicht verstanden an diesem Abend. Aber eine Textpassage war hängen

geblieben: ein Zitat aus C. S. Lewis' „Über den Schmerz“. Das Bild vom ewigen Tanz, den Gott beginnt und in den er die Menschen mit hinein nimmt hat mich spontan aufmerken lassen und mich schließlich in seinen Bann gezogen. Der befreundete Kaplan hat mir nach diesem Abend Spletts Buch geschenkt, sodass ich das Zitat nachlesen und in mir weiter nachklingen lassen konnte.

Jörg Splett ist später einer meiner ersten Hochschullehrer geworden. Erst im Studium habe ich u. a. durch seine und die Hilfe vieler anderer Lehrer/-innen und Gesprächspartner/-innen langsam Bekanntschaft gemacht mit einem kleinen Ausschnitt aus dem unendlich breiten Spektrum von Möglichkeiten, Gott und seine Beziehung zur Schöpfung – besonders zu den Menschen – theologisch und philosophisch zu reflektieren. Mir ist dabei immer wieder Lewis' Text in Erinnerung gekommen und hat mich herausgefordert und provoziert. Denn er enthält für mich die Botschaft, dass Glaube und Glaubenszeugnis in ihrem innersten Wesen tänzerisch sind und dazu berufen, leicht zu sein und schwebend – so, wie es nur die Liebe ist.

Mein eigener Denkweg hat mich Bekanntschaft mit der so genannten analytischen Philosophie machen lassen, deren Wille zur argumentativen Nüchternheit und Stringenz mich nach wie vor überzeugt. Natürlich muss auch die Theologie im engeren Sinne danach trachten, auf dem Forum der Vernunft mit den bestmöglichen Standards zu operieren,

¹ LEWIS, Clive S., Über den Schmerz. Mit einem Nachwort von Josef PIEPER, ins Dt. übertr. von Hildegard und Josef PIEPER, München 1978, 180f.

um der Botschaft, der sie sich verpflichtet weiß, den ihr aufgetragenen Dienst zu leisten. Doch worin besteht dieser Dienst der Theologie? Doch wohl letztlich darin, Menschen zum Tanz zu animieren, zu dem Tanz, der „den Himmel versinken (lässt) in den Entzückungstraum des Einklangs“. Und dieses Vorhaben kann nur gelingen, wenn sich die Animatorin selber wenigstens anfänglich aufs Tanzen versteht.

Wenn ich meine eigenen dilettantischen Bemühungen betrachte, Theologie zu treiben, sind mir leicht und schwebend anmutende Formulierungen meiner Gedanken kaum gelungen. Wenigstens dezent im Rhythmus Gottes zu schwingen, habe ich dann zu spüren gemeint, wo die direkte Glaubenskommunikation möglich war. Ich habe gemerkt, dass es mir „von Angesicht zu Angesicht“ leichter fällt, die Gottesrede spielerisch werden zu lassen: Da wird ab und an der Ball vom einen zum anderen weitergegeben, ohne dass ihn jemand zwischendurch lange festhält. Vielleicht geht es demjenigen, der zuviel Zeit hat, sich auch noch die Formulierung der kleinsten Fußnote in langen und zähen Denkprozessen abzurufen, so, dass er irgendwann zu müde wird, um sich zum Tanz bitten zu lassen ...

Nochmals: Ich plädiere unbedingt dafür, dass theologische Argumentation die Anstrengung des Begriffs sucht und ihre Reflexionen methodisch ausweist und kontrolliert. Aber sie braucht ebenso das Leichte und Tänzerische, das dem Zauber vergleichbar ist, der die aufrichtige und begeisterte Liebe begleitet. Wenn mich nicht alles täuscht, hat die Gottesrede Jesu bis heute deshalb Nichts von ihrer Faszination eingebüßt, weil ihr dieser Zauber eigen ist. Sie ist gott-menschliche Kommunikation in Vollkommenheit: Fleischwerdung des Logos. Der Neutestamentler Martin Ebert hat am Ende seines Buches „Jesus – ein Weisheitslehrer?“, in dem er in methodisch brillanter Weise untersucht, worin die

Einzigartigkeit der Verkündigungspraxis Jesu besteht, der Theologie und kirchlichen Lehre ins Stammbuch geschrieben: „Bei allem Respekt vor den Leistungen jenes gewaltigen Traditionsprozesses, der Reste der Jesuslogien über die Zeiten bewahrt und in neue Sinngebungen hinein transformiert hat, muß trotzdem ... die Frage erlaubt sein: Wo ist unter den Nachfolgerinnen und Nachfolgern die situative Weisheit jenes Wanderpredigers aus Nazaret geblieben, die alles offen ließ, auf Plausibilität setzte – und ansonsten optimistisch mit Gottes Verlässlichkeit und Großzügigkeit rechnete?“² Darum geht es, meine ich, in einer geisterfüllten Gottesrede: Möglichst in jeder Situation mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften das Evangelium „ins Spiel“ zu bringen und dadurch die Verhältnisse „zum Tanzen“ zu bringen. Die Kunst besteht doch vor allem darin, jeweils das richtige „Genre“ (in einem ganz weiten Sinne) zu wählen, um das Evangelium bei den Menschen ankommen zu lassen. Wie das im Extremfall zu geschehen hat, scheint mir Thomas von Aquin vorgelebt zu haben. Er hat als einer der bedeutendsten theologischen Denker gewusst, wann die methodisch kontrollierte, wissenschaftliche Gottesrede an ihre Grenzen kommt und in anbetendes Schweigen mündet. Bartholomäus von Capua berichtet von einer einschneidenden Veränderung des Lehrers während der Messe am Fest des hl. Nikolaus 1273: „Nach dieser Messe schrieb er nie mehr, auch diktierte er gar nichts mehr. Er entledigte sich sogar seines Schreibwerkzeugs ... Auf Reginalds erstaunte Frage, der nicht verstehen konnte, weshalb Thomas sein Werk abbrach, soll der Meister nur geantwortet haben: ‚Ich kann nicht mehr‘. Auf die erneute Frage Reginalds gab er dieselbe Antwort: ‚Ich kann nicht mehr. Alles, was ich geschrieben habe, kommt mir vor wie Stroh im Vergleich zu dem, was ich gesehen habe‘.“³

Wenn ich über die vergangenen Jahre nachdenke, hat mich der Text von Lewis immer wieder bewegt und getröstet – gerade dann, wenn das mühsame Geschäft des theologischen Denkens schwer fiel. Insofern bleibt er für mich ein Kleinod!

■ Stephan Winter

² EBNER, Martin, Jesus – ein Weisheitslehrer? Synoptische Logien im Traditionsprozess (Herders biblische Studien Bd. 15), Freiburg u. a. 1998, 430.

³ TORRELL, Jean-Pierre, Magister Thomas: Leben und Werk des Thomas von Aquin, Freiburg u. a. 1995, 302.